

Auf der Brücke

■ PETER PAWLOWSKY

Zwar bin ich seit meiner Kindheit römisch-katholisch geprägt, aber was das bedeutet, hat sich im Laufe des Lebens grundlegend verändert. Meine Eltern waren traditionell katholisch, schweigsam und unkritisch, die Sonntagsmesse war eine Selbstverständlichkeit, früh schon verfolgte mein Vater die Liturgie mit einem Schott. Ich ministrierte in der Pfarre Kaasgraben, zu der wir gehörten, besuchte die Seelsorgestunden und verschrieb mich für ein paar Jahre der Pfadfinderei.

Ein Onkel war Benediktiner bei den Schotten, aber das Verlangen, Priester zu werden oder in einen Orden einzutreten, hatte ich nie. Ich studierte Germanistik und Philosophie, immer verbunden mit einem starken Interesse an Theologie. Die Katholische Hochschulgemeinde wurde mir eine vorübergehende Heimat bei Karl Strobl und Otto Mauer, Bibelrunden bei Erwin Hesse (vor seiner reaktionären Wende) schärften meinen kritischen Blick. Dann kam das Konzil und ich meinte: Jetzt kann es nur mehr aufwärts gehen.

Aber die ererbten Selbstverständlichkeiten waren nicht von Dauer. Kinder und Beziehungskrisen trieben mich aus dem geschützten Gehäuse des katholischen Milieus. Die Welt, der man als Journalist begegnet, ist nicht katholisch. Seit damals lebe ich auf einer Brücke, in der Hoffnung, dass sie nicht einstürzt: Als Christ zu leben, muss nicht unbedingt katholisch heißen, und der Welt unseren Gott zu bringen, erübrigt sich, denn dort ist er schon längst. Atheisten und Fundamentalisten wollen das nicht wahrhaben und sägen einträchtig an den Pfeilern der Brücke; die einen lachen mich aus, weil ich noch glaube, die anderen misstrauen mir, weil ich ihr Ghetto kritisiere.

Die Zahl derer, die die Brücke betreten

oder bewohnen, ist geringer geworden. Das würde mich beunruhigen, hätte ich nicht spät gelernt, was es mit dem Christsein jenseits aller institutionellen Querelen auf sich hat. *Liebe, Freude, Freiheit* sind die Schlüsselworte des Cursillo, des „Kleinen Glaubenskurses“, den ich vor zehn Jahren mitmachte. Als Katholik seit der Taufe wusste ich wohl, dass die *Liebe* zum Zentrum christlichen Glaubens gehört, aber dieses Wissen war mir im Kopf stecken geblieben. *Freude* hatte ich bis dahin eher neben kirchlichen Vorschriften gesucht, weil ich nicht sehen konnte, was ein ernstes Leben in der Kirche mit Freude zu tun haben soll. Das gilt noch mehr für die *Freiheit*. Soviel ich auch in siebzig Jahren an Wissen und Spiritualität durch die Kirche gewonnen hatte, das Bewusstsein von Freiheit hatte sich nicht wirklich eingestellt.

Heute weiß ich, worum es geht, ohne behaupten zu können, dass mir die Umsetzung ohne weiteres gelingt. Aber päpstliche und bischöfliche Anweisungen, ökumenische Verbote, kirchenrechtliche Vorschriften und der erhobene Zeigefinger mancher Moraltheologen haben ihre Bedeutung verloren. Ich habe mein Zelt auf der Brücke aufgeschlagen und versuche, den Vorübergehenden meine drei Schlüsselworte ins Ohr zu flüstern. ■



Peter Pawlowsky, Studium der Literatur und Philosophie, sieben Jahre Leiter der Abteilung „Religion“ im ORF Fernsehen. Bis 2000 Präsentator von „kreuz+quer“. Mitglied des Programmbeirats von Arte.



P. Josef Garcia-Cascales als Verkünder von christlicher „Liebe, Freude und Freiheit“ in unzähligen Cursillos